

Vertauschtes Quartier.

Humoreske von M. Koffel.

In dem „Grünen Adler“, der Kneipe der Textonen, ging's heute trübelig genug zu. Das war aber die Regel seit nun schon einer vollen Woche, mit anderen Worten, seit der Studiosus Blau auf den Befehl seines einfichtselosen Cheims die Nachbaruniversität hatte beziehen müssen. Er war sozusagen die Perle der Verbindung gewesen, unerschütterlich durch seine unverwundliche frohe Laune und seine philosophisch-begehrliche Lebensauffassung. Man mochte durch die Perspektive des doch einmal zu machenden Examen's gelangt sein, keinen „Traht“ mehr feigen nennen oder eben eine von gereisten Worten begleitete Rechnung erhalten haben, sobald man in des biederen Blau's röhliches Vollmondsgesicht sah, welches sagen zu wollen schien: „Kinder, was hilft das Trauern, alles ist eitel außer dem Trinken, trinkt und vergeht Euren Schmerz,“ so fühlte man sich schon getrostet. Die Corpsbrüder hatten ja dies, sein Universalrezept, gegen alle Kummererisse des Lebens auch gelegentlich der Trennung von ihm angewendet, und die Folgen zeigten sich deutlich genug in ihren Zügen und ihrer Sprache, aber von jener olympischen Heiterkeit verrieth ihre Stimmung nichts, absolet nichts. Die Eimen brüteten welschmürrig vor sich hin, und die Anderen suchten Handel, jedoch nicht mit jener herzerrückenden Kampflustigkeit, die den echten Mann ziert, sondern in einer nörgelnden Weise, welche etwas unehrenhaft Verdrossenes an sich hatte. Einer aus dem trauten Kreise, der Studiosus phil. Grün, schlief sogar — tief und fest. Wohl ihm, daß er schlafen konnte! Es war ihm zu gönnen, denn er hatte am meisten verloren, er, des abwesenden Blau's Intimus, den man abwechselnd seinen Plüdes, Zornathan oder Damon zu nennen liebte. Einhalten will ich an dieser Stelle noch, daß Blau und Grün nicht die wirklichen, sondern die Aneknamen der beiden Freunde waren; der Erstere hatte den seinen erhalten, weil er an jedem Tage ohne Unterbrechung „blau“ zu machen pflegte, und Grün — nun, der war eben noch sehr grün, was sich schon darin zeigte, daß er zuweilen vom „Ochsen“ sprach und meist schon nach dem sechsten Seidel in die Todtenkammer gebracht werden mußte.

„Ob der Blau wohl in dieser Stunde auch so daliegen mag?“ fragte der Senior der Verbindung, ein bemoohtes Haupt von zwanzig Semestern, mit einem Blick auf den friedlich Schnarrenden. „Das versteht sich,“ entgegnete ein junger Textone, dessen Hart verglaste Augen davon reben, daß er bald Grün's Beispielfolgen würde. „Zwischen den beiden ist die Sympathie so hart, daß sie immer im nämlichen Augenblick dasselbe thun. Ich sehe ihn ordentlich vor mir, wie er in der Sophaecke lehnt, die Augen geschlossen und die Lippen, denen die bekannten melodischen Sogelbete entströmen, leicht geöffnet — ein Bild erfüllter Pflicht und eines guten Gewissens.“

„So, so!“ Des Seniors Augen starrten mit einem nachdenklich grübelnden Ausdruck in sein Bierseidel. Dann hob er es an den bärtigen Mund und trank es funditus. „So, so!“ machte er noch einmal. Die anderen Textonen stießen sich an. „Was nur der Blaubart haben mag?“ flüsteren sie sich zu den Genannten schon von der Seite betrachtend, ohne zu wagen, sein Nachsinnen zu stören. Schließlich wurde die Sache ihnen aber doch zu langweilig. „Du, Blaubart!“ fragte der Eine, ihn ansehend — „warum interessierst es Dich eigentlich so, ob der Blau seinen Jammer schon ausschläft?“

„Warum?“ Der Senior fuhr auf und sah sich mit glänzenden Augen im Kreise um. „Das will ich Euch sagen. Diese Vertummung muß nämlich ein Ende haben, und dafür taugt am besten ein kleiner Ull. Das bringt Leben in die Bude. Mir ist eben ein genialer Einfall gekommen — wir lassen den Blau und den Grün sich gegenseitig besuchen — heute noch — aber so, daß sie sich nicht sehen.“

„Wie? Was? Daß sie sich —“ „Ja, ja, hört nur.“ Und nun entwickelte der Blaubart den aufmerksamen Zuhörern seinen Plan. Sie zeigten sich allseitig damit einverstanden, ja mehr noch, sie waren geradezu enthusiastisch von der Idee. Vorfällig wurde der schlafende Grün aufgehoben und in einen Wagen getragen, den man durch den Keller rechtzeitig hatte besorgen lassen. Blaubart und ein zweiter Textone, Rehbuhn genannt, setzten sich zu ihm. Dann ging's im scharffen Trab nach dem Bahnhof, wo man nach rechtzeitigem Aufbruch die Bahnstation abzufahren. Glücklicherweise fanden die beiden Textonen ein leeres Coupé, wo sie es sich mit ihrer Bierleiche bequem machen konnten. Eine Stunde später langten sie an ihrem Ziel an, ohne daß Grün auch nur die leiseste Abtheilung erwachen zu wollen, lungengegeben hatte.

Etwas schwermüthig gestaltete sich die Weiterbeförderung in der kleinen Stadt, in der es keine Droschken gab; schließlich auf gutes Zureden, unterstützt durch einen gefühlvollen Händedruck, erklärte sich der Kutscher eines Hotels-

omnibus bereit, die Freunde nach der Kneipe zu fahren, in der sie Blau, samt in Nothpeus' Armen ruhend, erwarteten. In ihrer Enttäuschung erlitten sie aber, daß der Gesuchte sich nicht mehr dort befand. Der Hausknecht hatte ihn vor nun mehr zwei Stunden bereits nach seinem Logis tragen und dort zu Bett bringen müssen. Der Herr Studiosus pflegt leicht in bischen über den Durst zu trinken, meinte das ehrliche Gasthausstatutum, das während Blau's Anwesenheit in seiner neuen Residenz schon ein paar Mal die Ehre genossen, ihm den erwähnten Liebesdienst zu leisten.

Die beiden Textonen warfen sich derhändelnichtigke Blick zu. Daran erlaunten sie ihren Blau. Es war nicht schwer, den Hausknecht zu bestimmen, daß er den schlummernden Grün auf den Rücken nahm, ihn nach seines Intimus Quartier trug und Letzteren dann wieder in der nämlichen Weise zur Bahn brachte. Er war eben zu lang Bediensteter in der Studentenkneipe gewesen, um Spielverberber bei so gelegentlichen kleinen Scherzen der wissensdurstigen Söhne der Alma mater zu sein. Es erledigte sich denn auch alles nach Wunsch. Weder Drest noch sein Plüdes erwachten bei den verschiedenen Manipulationen des Ausretts. Anziehens. Nachdem man Grün, schnarrend und „keif wie ein Weinflügel“, in Blau's Bett liegend, verlassen, trat man mit Blau die Heimfahrt an. Da man den Wagen vorsorglich an die Bahn bestellt hatte, so war es weiter kein Kunststück, den lieben langentbehrten Blau nach seines Busenfreundes Wohnung zu bringen, wo er entleidet und sorglich gebettet wurde.

Am nächsten Morgen zu vordergründiger Stunde, als die Zimmerwirthin bereits zum sechsten Mal an die Thür geklopft hatte, um zu fragen, ob ihr Miethier noch immer nicht den Kaffee wünschte, erwachte Blau aus tiefen Träumen. Es war ihm gewesen, als ob er unter Affensitz seines theuren Grün einen Nachtmüthler Menuett tanzen gesehen und dann schließlich noch bei einigen ehrsamem Bürgern der Stadt an der Nachtkingel gerissen hätte. Ganz gerührt durch dies Gesicht, das ihn an manniqhafte Abenteuer aus seiner und Grün's Vergangenheit erinnerte, fuhr Blau auf und sah die Zimmerwirthin an.

„Kaffee! Ganz recht, ich will Kaffee,“ brummete er und drehte sich wieder nach der Wand zu, indes die Frau ihn verließ, um das Verlangte zu holen.

„Donnerwetter!“ dachte er. „Die Frau sah mir heute ganz anders aus als sonst. Ich meine, sie war früher lang und bager, und nun ist's eine kleine rundliche Person. Na, der Schlaf mag mir wohl noch auf den Augen liegen.“

Wenige Minuten später kam die Wirthin mit dem Frühstück. Auch sie fand, daß ihr Miethier heute ganz anders ausah, als sonst, aber — „das habe in der Kneipe Eiben und Trinken verändert die Gesichter auch sehr,“ respektierte sie und gerach sich nicht weiter den Kopf wegen ihrer Wahrnehmung. Doch der gute Blau kam heute nicht aus seinem Staunen heraus. Wie fremdbartig ihm sein Zimmer nur an diesem Morgen erschien! Er war ja in der Woche, die er nun schon an dem Ort weilte, in wachem Zustande nicht viel in seinen vier Wänden gewesen, aber immerhin, morgens und in der Nacht doch jedesmal ein Viertelstündchen, und das sollte am Ende genügen, ihn in seiner Umgebung zu orientiren. Nun, wissenschaftliche Bücher und Kollegienhefte, diejenigen Dinge, welche ihn in seiner Bude am meisten in Erkaunen gefest haben würden, waren zum mindesten nicht da, und das dächte ihm immerhin beruhigend.

Nachdenklich gestimmt trant er seinen Kaffee, badete seinen Brummschädel in der Waschkübel und zog sich dann an um zum Frühstückstisch zu wandern. „Na, Gott sei Dank!“ — sagte er sich als er auf die Straße trat — „das alte Nest wenigstens, ist unverändert geblieben, ich fürchtete schon, daß es ebenfalls verwandelt haben möchte. Da rechts steht das Rathhaus, links die Kirche und — zum Kukud noch mal!“ unterbrach er sich. Das stimmt freilich alles, aber ich selbst — ich wohne ja nicht mehr hier. Ich bin doch schon seit acht Tagen von hier fort — wir haben meinen Abgang ja noch mit einem großartigen Abschiedsmoments gekennzeichnet, und dann brachten mich die Kommilitonen, indem sie das Leblüde, „nun ade, ade, ade“ sangen und ich zwischen Grün und dem Blaubart daran schritt, indes die leere Droschke mit meinem Gebäd hinten nach fuhr, zur Bahn. Sollte ich das alles am Ende auch geträumt haben?“

Unter diesen Ermüdungen langte er in seiner Kneipe an, wo er die Kommilitonen bereits dolzhällig versammelt fand. Sie gaben bei seinem Erscheinen feinerlei Erkaunen zu kennen, was ihn noch mehr in der Annahme bestärkte, daß ein Traum ihn genarrt hätte. „Wie man auch so lebhaft träumen kann!“ dachte er.

„Wo ist denn der Grün?“ fragte er, da er den Genannten nicht unter den Anwesenden zu entdecken vermochte. „Der Grün?“ fragte das Rehbuhn verbumdelt. „Na, der Grün, der ist doch in —“ und nun nannte er den Namen der Nachbaruniversität. „Weißt Du das denn nicht mehr?“ „Aber natürlich — ja — natürlich weiß ich's,“ entgegnete Blau. „Wie

sollte ich's vergessen haben? Ich war nur momentan ein wenig gestreut.“ „Rein Wunder! War auch 'ne hollisch schwere Sitzung gestern,“ lachte der Blaubart. „Hätte nicht gedacht, daß Du Dich so früh schon aus den Federn machen würdest. Wir mußten Dich ja gestern nach Hause tragen, das Rehbuhn und ich.“

Blau nickte mit einem grübelnischen Ausdruck. Es war ihm nichts weniger als behaglich zu Muth. Die Sache lag ja klar auf der Hand — er hatte sich mit seinem Freunde Grün verwechselt. Der hatte die Nachbaruniversität bezogen, nicht er, so fand es. Aber daß einem dergleichen Irrthümer passiren konnten, schien immerhin bedenklich. Gott im Himmel, es war doch am Ende in seinem Kopf nicht — aber nein, das wollte er nicht denken, es wäre zu schrecklich gewesen. Inzwischen, man konnte Fälle, zumal bei etwas lothrem Lebenswandel — hm, ja! „Das wird doch nicht das Delirium tremens sein?“ fragte er sich entsetzt. Durch Biergenuß sollte es allerdings nicht herbeigeführt werden, aber wenn man zwischen die einzelnen Seidel mehrere kleine Schnäpse legt, so — fürchtbar, unaussprechlich fürchtbar! Was sein Onkel wohl dazu sagen würde, wenn er die Schreckenstunde hörte? Er würde ihn natürlich entzenden; hatte er ihm doch schon kürzlich damit gedroht, als der hoffnungsvolle Neffe sich nicht dazu verstehen wollte, seine alte Unversität zu verlassen, in der nach des alten Herrn Ansicht die Freunde ihn zum Bummeln verführten! Aber — Donnerwetter — das war er ja nicht gewesen, dem man die Alternative „entzert“ werden oder von hier fort gehen,“ gestellt hatte, das war ja Grün. Dann war jener Onkel am Ende auch gar nicht klein, sondern Grün's Onkel. Aber er — hatte er denn überhaupt keinen Onkel? Wie mochte das nun sein? Der Grün erhielt seinen Bescheid von seinen Eltern, und da er der Grün war, so — nun, so waren dessen Eltern seine Eltern. Wertwürdig nur, daß er sich gar nicht darauf zu befinden vermochte wie sie aussehnen! Man kennt doch seinen leidlichen Vater und seine leidliche Mutter. Nun, jedenfalls durfte er sich freuen, daß er keine Waife war, wie er immer angenommen. Wenn nur diese heillose Verwirrung nicht in seinem Kopf gewesen wäre, die Unklarheit über die allereinsten, ihn betreffenden Thatsachen! Nur nichts sich merken lassen!“ ermahnte er sich. Vielleicht war diese Verwechselung seines eigenen Ich mit dem des theuren Intimus nur eine Folge des momentanen Jammers und löste demnach mit diesem auf. Also vorsichtig, vorsichtig, damit er sich keine Blöße gab.

Unterdessen nahm der Frühstückstisch seinen Fortgang. Man trant viel — recht viel sogar, und Blau am meisten. Wer durfte es ihm verdenken, daß er sich mit Cambrinus Gabe über den traurigen Zustand seines Geistes zu trösten suchte! Bald befand er sich denn auch wieder in der nämlichen Verfassung wie gestern.

Nachdem die Textonen sich überzeugt hatten, daß er fest schlief, wiederholte sich der Vorgang vom Abend zuvor. Blau wurde aufgepackt, auf die Bahn und von dort per Dampf nach der Nachbaruniversität spedirt, wo man ihn mit Grün verlauschte. Der Letztere, welcher ganz Aechliches erlebt wie sein Intimus, mit dem Unterchiede nur, daß man ihn in der Kneipe überhaupt nicht gefannt und zuerst für einen Hochstapler und dann für einen Irrenirrenigen gehalten hatte, befand sich noch im Kreise der beim Frühstückstisch sitzenden Studenten — schlafend und schnarrend natürlich. Man verständigte diese von dem Vorgefallenen und entführte ihnen den Besuch, der nunmehr nach seinem Wohnort, in sein Zimmer transportirt wurde.

Als die beiden Freunde am nächsten Morgen erwachten, der Eine hüben, der Andere drüben und sich in der Umgebung fanden, in die sie diesmal nun wirklich gehörten, glaubten sie selbstverständlich, daß ihre jüngsten Erlebnisse ein Traum waren. Das hatten sie freilich am gestrigen Tage ebenfalls geglaubt, aber diesmal schien eine Täuschung denn doch nicht möglich. Alle Erinnerungen aus ihrer Vergangenheit stimmten mit den gegenwärtigen Verhältnissen, nirgends gab's eine Lücke. Gott Lob, so hatten sie an ihrer Verunft doch nicht Schaden genommen!

Als Blau und Grün sich jedoch einmal befuchten und beim Glase Bier sich ihre Herzen öffneten, da — ja, da erkaunten sie doch über die Gleichartigkeit ihrer Träume. Ein Licht fing an, ihnen aufzukämmern, ein Licht —! „Nur nicht zu den Kommilitonen von jener Geschichte reden!“ mahnten sie sich gegenseitig. „Wozu sollen wir eingestehen, daß wir uns von ihnen haben zum Narren halten lassen? Das Vergnügen machen wir ihnen nicht — nun und nimmer.“

Und so geschah's denn auch. Nie erfuhren die Textonen, daß die beiden Freunde die Wahrheit über jene famose Angelegenheit durchschaut. Der Blau und der Grün sind doch ein paar recht Schafstöpfe,“ meinte der Blaubart. „Wie geschlafen, um sich einen Ull mit ihnen zu machen. Was sagt Ihr dazu, Kinder, wenn wir bald wieder so was Aechliches mit ihnen unternähmen? Passendere Objekte für dergleichen giebt's nicht. Was?“

Die Textonen nickten beistimmend, und dann tranken sie ihre Seidel funditus, um sich für die Aufgabe zu stärken, die ihr dreierlei Senior ihnen gestellt hatte.

und dann tranken sie ihre Seidel funditus, um sich für die Aufgabe zu stärken, die ihr dreierlei Senior ihnen gestellt hatte.

Welke Rosen.

Rosellette von Otto Fier.

Da waren die Berge seiner Heimath wieder! Die rauschenden Wälder, in denen er als Jüngling geschwärm, der murrende Bach, an dessen Ufer er die ersten Verse gelungen, die windumtaufte Ruine dort oben auf des Berges Gipfel, von deren halberbrocktem Thurm sein träumerndes Blick sehnsüchtig in die weite nebelblaue Ferne schweifte! Und da lag zu seinen Füßen, eingebettet in das Grün der Gärten und Wiesen, hinaufkletternd mit einigen Gassen an den Bergen, sein Heimathstädtchen, die Welt seiner Kindheit, die Welt seiner Jugend.

Wie weit, wie weit lag das alles hinter ihm! Zwanzig Jahre des Leids, des Kampfes, der Hoffnung, der Arbeit, der Resignation.

Der einsame Mann nahm auf der Bank unter der breitstigen Bueche am Waldbesam Plag und ließ sein Auge träumerisch nachdenklich über das stille friedliche Landschaftsbild schweifen. Da entrieth ihm das Anirichen eines leisen Schrittes auf dem Waldweg seinem Sinnen. Er wandte den Blick zur Seite und sah eine salante, zierliche Mädchengestalt vor sich stehen. Das blonde Haar hing in anmuthigen, natürlichen Locken über die Schultern nieder, ein blytandiger Strohhut schützte das liebliche Kindergesicht vor dem Strahl der Sonne; ein helles Kleid schmiegte sich in leichten Falten um die schlante, schwelende Gestalt; in ihren Händen trug sie eine Menge buntfarbiger Feld- und Waldblumen und Gebirgsuranten. Mit ihrem, jügernden Blick sah das junge Mädchen nach dem Fremden auf der Bank.

„Es ist noch Plag hier,“ sagte er freundlich, „ich werde Sie in Ihrer Beschäftigung nicht stören, bitte nur darum, einem ermüdeten Wanderer noch eine Weile der Erholung zu gönnen.“

Sie sah ihn mit offenem Blick an. „Wenn Sie gestatten, dann ordne ich rasch hier meine Blumen... sie sind für meine Mutter bestimmt, die morgen ihren Geburtstag hat.“

Der Fremde rückte zur Seite und das junge Mädchen setzte sich neben ihn, mit linker Hand die Blumen ordnend.

„Sie haben eine weite Wanderung durch das Gebirge gemacht?“ fragte sie nach einer Weile.

„Aberdings, mein Fräulein. Ich wollte in dem Städtchen dort unten übernachten.“

„Sie kommen aus Berlin?“

„Richtig, mein Fräulein! Aus der großen Menschen- und Steinwüste, Berlin genannt.“

„Es muß doch prächtig sein, inmitten der großen Welt zu leben.“

„Für jemand, dessen Herz nicht nach anderer Nahrung verlangt als nach Pracht, Glanz, Reichthum, Ruhm und Ehre, allerdings.“

„Sie sprechen sehr bitter. Haben Sie so böse Erfahrungen im Leben gemacht?“ — Ich sollte denken, man konnte auch in der großen Welt glücklich sein.“

„Man sagt, daß es auch glückliche Menschen dort giebt.“

„Sie sind nicht verheirathet?“ fragte sie rasch. Dann erröthete sie ja und fuhr fort: „Verzeihen Sie meine Frage.“

„Ihre Frage war sehr berechtigt, mein Fräulein,“ entgegnete er ernst. „Ich bin allerdings nicht verheirathet — ich stehe ganz allein in der Welt da und mein Beruf bringt mich nur allzu oft in Berührung mit der Noth, dem Elend dieses Lebens.“

„Ich bin Arzt.“

Das Bouquet war fertig. Nur noch einige wilde Rosen und Bergkristallen lagen auf dem Schooße des jungen Mädchens. Es raffte die nicht verwendeten Blumen zusammen und wollte sie in das Gebüsch werfen.

„Wenn es nicht unbedenklich ist, mein Fräulein,“ sagte der Fremde, „dann möchte ich Sie bitten, mir die Blumen zu schenken, die Sie nicht zu Ihrem Strauße verwendet haben.“

„Ich gebe Ihnen die Blumen gern.“

„Ich danke Ihnen und nun will ich Ihnen dafür eine Geschichte erzählen. Zwanzig Jahre sind es her — da sah ich hier auf diesem selben Plage. Alles war wie heute, die Berge, die Wälder, da unten das Städtchen, die weite, weite Welt. Nur ich war ein anderer, ein junger hoffnungsfroher Student. Aber neben mir sah auch ein junges Mädchen, just so alt wie Sie, mein Fräulein, auch mit blauen Locken und doch so sinnigen Augen, auch mit blonden, im Sonnenwind flatternden Locken. Und wie Sie, wand jenes junge Mädchen, Wald- und Feldblumen zum Strauß. Und der Strauß war für mich bestimmt, mein Fräulein. Ich lehrte zur Unversität zurück, im Herzen die Liebe, die Hoffnung, die Treue, deren Sinnbild die Blumen waren, die ich mit mir nahm. Doch die Rosen und Bergkristallen verwelkten, und als ich nach einem Jahre wieder hierherkam, da warf ich den verdorrten Strauß in den vorüberziehenden Mühlbach, das Mädchen, das ihn mir gegeben, war die Frau eines

anderen Mannes. Ich aber wanderte wieder in die Welt hinaus und ward der einsame Mann, als den Sie mich kennen gelernt haben. — Leben Sie wohl, mein Fräulein.“

Er bot ihr die Hand, und ohne Zögern legte sie ihre ibrige hinein, und wunderbar bewegt sah sie ihm mit großem, offenem und ernstem Blick über tiefen, blauen Augen an. Der Fremde drückte ihre Hand sanft zum Abschied und schritt dann rasch den schmalen Wiesenpfad hinunter, der zu dem Städtchen führte.

Ob jene Frau wohl glücklich geworden war, die ihm einst Treue und Liebe versprochen und dann einen anderen geheirathet? Der Mann war vor einigen Jahren gestorben, die Wittve lebte in ihrem Heimathstädtchen fort. Sein Weg führte ihn an dem Hause vorüber. Auf der Veranda stand eine salante Frauegestalt und blickte aufmerksam die Straße entlang.

Sie war es — die Geliebte seiner Jugend! Aelter geworden und doch noch schön. Das Antlitz nicht mehr von dem Schmelz der Jugend überglänzt, aber von dem Hauche einer ruhigen Schönheit befeelt, die nur jahrelange Kämpfe und stille Resignation verleißen konnten.

Erkannt blickte die Frau auf, als der fremde Herr in den Garten trat.

„Verzeihung, gnädige Frau, ich wollte nicht vorübergehen, ohne den Gruß eines alten Freundes von Ihnen ausgerichtet zu haben. Der alte Freund heißt Robert Kästner und sein Gruß gilt Frau Mathilde Gebhard.“

Eine dunkle Röthe überflamte das Antlitz der Dame. „Das ist mein Name,“ sagte sie rasch, „und der alte Freund sind Sie selbst.“ — Jetzt erkenne ich Sie wieder — seien Sie mir herzlich willkommen.“

Sie reichte ihm beide Hände, die er bewegt an die Lippe führte. „Ja, Mathilde, ich bin es selbst,“ fuhr er fort. „Nach zwanzig Jahren lehre ich in die Heimath zurück — da konnte ich an Ihrem Hause nicht vorübergehen... ich wußte, daß Ihr Gatte gestorben.“

„Schon fast zehn Jahren.“ — Haben Sie Dank, daß Sie sich meiner noch erinnern und daß Sie — verzeihen haben, was uns einst trennte.“

„Ich habe es nicht vergessen, Mathilde, aber ich habe verziehen.“

Sie senkte erröthend den Blick. „Ich konnte nicht anders handeln,“ stotterte sie.

„Ich weiß es — lassen Sie uns nicht mehr über diesen längst verhollenen Traum unserer Jugend sprechen — doch was spreche ich? Sie Mathilde, haben sich diese Jugend zu bewahren gewußt.“

Sie lächelte trübe. „Ich danke Ihnen für Ihr freundliches Wort. Aber ich glaube nicht daran. — Doch verzeihen Sie, Sie sind ermüdet von der Wanderung, darf ich Ihnen eine Erfrischung anbieten?“

„Wenn ich Sie um ein Glas Wein oder dergleichen bitten darf.“

„Mit wels' jugendlicher Leidlichkeit und Anmuth eilte Frau Mathilde davon, um bald darauf mit einer Flasche Wein und mehreren Gläsern zurückzulehren.“

„Wenn meine Tochter daheim wäre,“ sagte sie mit sinnigem Lächeln, „sollte sie Ihnen den Wein kredenzen, sie, das Bild der Jugend. So müßten Sie mit einer alternden Frau für lieb nehmen.“

„Ihm ward warm um's Herz, als er der schönen Frau gegenüber sah, in ihr still lächelndes Antlitz blickte und an vergangene Zeiten dachte. Ein Schleier lag über der fernem, leidenschaftlich bewegten Zeit, und wie die Abendsonne durch die leichten Schleier der sinkenden Nacht, blickte das Glück noch einmal sanft lächelnd auf sein Leben nieder. Sollte es noch Zeit sein, glücklich zu werden?“

„Wels' schöne Waldblumen haben Sie da!“ sagte Frau Mathilde, wie in leichter Befangenheit ein gleichgültiges Thema beginnend.

„Ich würde Sie Ihnen zum Willkommengruß anbieten, Mathilde, wenn ich sie nicht auch zum Geschenk erhalten hätte — dort oben auf der Bank, wo auch wir früher oft gesessen, von einem lieblichen jungen Mädchen.“

Sie sah bittend zu ihm empor. Er verstand die stumme Bitte und er schweig von jener Zeit, er veruchte von seinem eigenen Leben zu erzählen, er fragte nach ihrem Leben. Blaubernd wie zwei gute Freunde saßen sie zusammen. Und je vertrauter sie zusammen plauderten, desto härter ward das Gefühl in seinem Herzen, das Glück, wenn auch in anderer Gestalt, wie damals in seiner Jugend, gefunden zu haben. Das Glück, die Ruhe, der Frieden — an der Seite der gereiften, schönen Frau würde sie ihm erblühen, und die Leere, die Einsamkeit vercheuchen, die gleich einem düsteren Traume auf seinem Leben lasteten.

„Darf ich Sie öfter wiedersehen, Mathilde?“ fragte er, ihre Hand ergreifend und sanft drückend. „Ich denke einige Wochen hier zu bleiben.“

„Sie werden mir stets willkommen sein, Robert,“ entgegnete sie leise, erröthend wie ein junges Mädchen.

Er sah dies Erröthen, er fühlte den sanften Gegendruck ihrer weichen Hand, und es senkte sich auf sein Herz wie der glückbringende Schleier der Maja, traumhaft, beseligend.

Da lang die Pforte des Gartens und eine zierliche Mädchengestalt eilte durch den Garten.

„Da kommt meine Tochter!“ rief Frau Mathilde aufstehend, glücklich lächelnd, wie aus einem Traume erwachend.

Sie ging der Heimkehrer entgegen, schlang den Arm um sie und führte sie lächelnd dem Gasse zu.

„Mein Töchterchen Mathilde,“ sprach sie. Werden Sie nun noch behaupten, Robert, daß ich jung geblieben bin?“

Ein schmerzhaftes Gefühl krampte sein Herz zusammen. Vor ihm stand das junge Mädchen, das er am Waldes-saume getroffen. Mit großen, erdrückenden Kinderaugen sah es ihn an, und er las in diesen Augen, daß sie Alles erriet.

„Ich habe Frauen Mathilde schon kennen gelernt — sie war so freundlich, mir jene Blumen zu schenken.“

„Ueber das Antlitz Frau Mathildens flog ein Schatten. Ach, wie alt sah das Antlitz jetzt neben dem jugendlichen Gesicht der Tochter aus! Es gab ihm einen Stich durch's Herz — die Zeit der Rosen war unwiederbringlich dahin!“

Das Gespräch schleppte sich mühsam dahin. Mathilde sah schweigend neben ihrer Mutter, die sich nach dem Leben und der Thätigkeit Robert's erkundigte. Der Traum war verfliegen — sein Ton aus fernem Jünglingszeit klang in dem Gespräche wieder, und als sie schieden, da küßte er ihr ehrerbietig die Hand, die müde und regungslos in der seinen lag.

Der Abend war hereingebrochen. Rasch schritt er die Straße entlang — dem Bahnhofe zu.

Aufatmend lehnte Frau Mathilde auf die Veranda zurück. Neben dem Tische, auf dem seine Blumen verweilt und vergessen lagen, blieb sie in tiefem Sinnen heben. Da schlangen sich zwei weiche weiche Arme um ihren Nacken und zwei jugendliche Lippen küßten ihre Wangen.

„Mama, meine liebe Mama —“ flüsterte ihr Töchterchen, leise aufschluchzend.

„Richtig! Ich die alternde Frau den blonden Scheitel ihrer Tochter.“

„Nimm die Blumen fort,“ sprach sie mit leicht bebender Stimme. „Die Zeit der Rosen ist für mich vorüber.“

„Hundert Jahre Gasbeleuchtung.“

Unter diesem Titel schreibt die „Wiener Abendpost“: In der septon Juliwoche des Jahres 1800 wurden die Pariser durch Patente eingeladen, in das Hotel de Seignelay, Rue Dominique-Saint-Germain, zu kommen, in dessen Garten eine neue Beleuchtungsart, die Thermolampe, allabendlich zu sehen sei.

Man fand wirklich Allen, Boscquet und Wasserfische von Tausenden von Lichtern erstrahlen in Form von Gasen, Blumen, Sternen und dergl., gepeilt von einem Gase, das sich bei Verbrennung des Holzes entwickelte.

Der Erfinder war der Ingenieur Philipp Lebon (geboren am 29. Mai 1769), der mit Benützung der früheren Versuche des Leflemius (1686), Clayton (1739) und Driller (1787) in seiner Vaterstadt Bruchay die ersten Experimente gemacht hatte, aus Gasen Wärme, Licht und motorische Kraft zu gewinnen.

Im Jahre 1798 theilte er seine Erfindung der französischen Akademie mit, am 21. September 1799 erhielt er das Patent und opferte sein kleines Vermögen, um die neue Lichtquelle bekannt zu machen.

Die Pariser stromten massenhaft in die von ihm gestifteten Gärten; bald entwickelte sich daselbst eine elegante Promenade, das Marine-Ministerium besobte die Lampen. Das war aber auch Lebons einziger Lohn. Geldmangel zwang ihn, die Gärten zu schließen. Mit Mühe gewann er eine englische Geldkraft zur Erbauung einer Fabrik bei Havre, um die Erfindung zu verbessern, denn sein Gas, aus Kohlenoxyd bestehend, war nicht gereinigt, leuchtete schwach und hatte einen unangenehmen Geruch. Die russischen Prinzen Gallizin und Dolgorouki suchten Lebon zu bestimmen, nach Rußland auszuwandern, und garantierten ihm die Unterstützung der Regierung, doch er erwiderte: „Meine Erfindung gehört meinem Vaterlande, das soll allein davon den Vortheil haben.“

Das Vaterland aber hatte ihn ver-gessen, erst 1804 erhielt er einen Auftrag zur Delorierung der Straßen und öffentlichen Plätze bei Gelegenheit der Kaiserkrönung Napoleons. Am Abend des 4. Dezember traf er in Amsterdam, um die Kathedrale Notre-Dame im neuen Lichte erstrahlen zu lassen, da found man ihn wenige Schritte vom Thurm = Aufzuge blutbesiedet und sterbend. War er das Opfer eines Mordanschlags, eines Unglücksfalles, hatte ihn jeder Tod dahingerafft? Es ist ein Geheimniß geblieben. Seine Wittve erhielt erst, nachdem sie in bitterer Noth gelebt, im Jahre 1811 eine Pension von 1200 Franken, sein einziger Sohn, der Artillerie-Offizier war, fiel bald darauf einer Bomben = Explosion zum Opfer. Lebons Erfindung aber brachte ein Gebisse über den Kanal und verkaufte sie 1805 an Windfor, der in England das erste Patent erhielt. Erst 1818 kam die ursprünglich französische Erfindung als englische nach Frankreich, und in Paris installirte der Zeitungsredakteur Gabriel eine Gasanstalt im Hospital des heil. Ludwig.

Die Glode, die am Grabe einer Dichtung klingt, lautet eine andere ein.